

WINKLER + RUCK

ARCHITEKTEN

WORT

winkler + ruck architekten

winkler + ruck architects

NEXTRROOM FRAGT

Martina Pfeifer Steiner im Gespräch mit Klaudia Ruck und Roland Winkler, *nextroom*, 2018

Winkler + Ruck Architekten geht es in ihrer Arbeit um Angemessenheit und Schönheit, Radikalität und Banalität, Material und Handwerk. Ihre Antworten dürfen so nebeneinander stehen bleiben, wer gerade welchen Standpunkt einnimmt, bleibt offen. Klaudia Ruck und Roland Winkler im Interview mit Martina Pfeifer Steiner.

In welchen Bürostrukturen arbeiten Sie?

Geerdet-sein und Abheben – das macht unsere Zusammenarbeit aus. Wir reiben uns aneinander, wir räumen auf und schütteln, bis alles Unwichtige abfällt. Dabei fliegen auch manchmal die Fetzen. Die Gedanken dürfen abheben, und – vorausgesetzt, sie sind beim Schütteln nicht abhanden gekommen – Wurzeln schlagen. Wir halten unsere Bürostruktur bewusst schlank und persönlich. Weniger ist mehr, damit bleibt die Stringenz erhalten, die sich beginnend bei der Idee durch ein Projekt ziehen sollte. Am liebsten würden wir ja alles selber machen, wie bei einer Skulptur, die aus dem Stein gehauen wird, das ist zwar anstrengend aber ein wundervoller Weg. Doch wir mussten genauso lernen, die MitarbeiterInnen ins Boot zu holen, sie anzustecken, von ihnen zu lernen. In diesem Prozess geht es dann nicht ums Abarbeiten, es entsteht ein Werk. Wichtig ist uns bei jedem Projekt der Schritt in etwas Neues, ein Risiko einzugehen, etwas auszuprobieren. Wenn es damit gelingt auf eine weitere Stufe zu kommen, ist das der größte Lohn, den ein Projekt zurückgeben kann. Das braucht man auch, denn die Umsetzung ist meist sehr hart, vor allem, wenn wir uns weit hinauslehnen. Aber das ist unser Antrieb, unsere Lust, unser Trost.

Was inspiriert Sie?

Wir hatten beide das Glück bei unserem Studium in Graz – bei dem wir uns auch kennenlernten – gute Lehrer zu haben. An TU war damals noch die alte Riege an Professoren aktiv. Zwei davon haben uns besonders geprägt: Franz Riepl verkörperte das Bodenständige und Giselbert Hoke das Künstlerische. Nicht nur Gespräche sind sehr bereichernd, sondern auch das Zuhören, die Achtsamkeit im Moment und die Ruhe. Inspirativ ist zudem dieser endlose Raum der sich auftut zwischen

dem, was wir wahrnehmen und dem, was wir verstehen. Ein Bereich zwischen Neugier und Angst, meist mit Religionen aufgefüllt, manchmal mit Entdeckergeist.

Ich möchte etwas verteidigen, das ungerechtfertigt ins Eck gestellt wird: Die Schönheit: Sie wird oft mit Oberflächlichkeit verbunden und gegen die Intelligenz ausgespielt. Das Schöne wird durch die Idee repräsentiert, und die braucht nur kurze Zeit um zu entstehen, das ist vielleicht auch ihre Schwäche. Wie eine Pointe – einmal erzählt und vorbei. Bis etwas schön ist, braucht es unheimliche Mühe, ein Wissen, eine handwerkliche Qualität. Und es braucht eine Liebe dazu sowie ungeheuer viel Zeit. Möglicherweise ist es ja so, dass wir etwas besonders schön finden, weil wir es so schwer erreichen können. Da liegt eine Sehnsucht drinnen. Schönheit muss erarbeitet werden – durch Fleiß, Erfahrung, Können und Intelligenz. Schönheit ist nachhaltig. In ihr ruht Lebensweisheit. Wenn wir etwas schaffen, das nicht schön ist, ist es misslungen. Schönheit ist nachhaltig, tiefgründig und sie ist intelligent.

Was begrenzt die Verwirklichung Ihrer Visionen?

Wenn wir uns nicht selbst begrenzen, gibt es keine Grenzen. Auch ein Jammern über Einschränkungen ist überflüssig. Das wäre, als ob ein Wildwasserfahrer sich über die Wellen ärgert, ein Springreiter über Hürden, ein Segler über den Wind. Das ist unser Weg, der zu gehen ist, Herausforderungen gehören zu unserem Beruf. In der Verwirklichung von Projekten ist die Angst ein Thema, das hinderlich ist. Angst kommt aus einer Unsicherheit. Gesetze wollen alles Veränderbare in den Griff bekommen und absichern. Wir überholen uns mit Normen selbst, erweitern diese ständig und geben die Verantwortung an Regelwerke ab. Ziel dieser Normen ist es, die Zeit, die Veränderung, den Verfall in den Griff zu bekommen. Alles soll so bleiben wie es ist – eingefroren – tot. Vielleicht macht Veränderung das Vergehen der Zeit sichtbar und ist deshalb so beunruhigend. In diesem Sinne zerschnipseln wir ein wunderbares Holzbrett, vermengen es mit Leim und pressen eine tote Spanplatte daraus, die sich nicht mehr bewegen kann.

Das sind Funktionalismen, woraus Normen überhaupt entstehen. Wenn man das erkennt, dann kann man auch damit umgehen. Das macht unseren Beruf so reizvoll. Und wenn es gelingt, dann kann man mit dem Wind segeln, wie bei der Schatzkammer Gurk. Hier haben wir aus heimischem Lärchenholz 4 cm starke, 24

cm breite, 320 cm lange Bretter geschnitten und einen Boden gebaut, nicht als Belag, sondern als Konstruktion, also einen sogenannten Fehler des Schwindens oder Quellens zum Thema gemacht und durch die Art der Befestigung interpretiert. Der Boden bleibt beweglich wie ein Floß. Wenn wir uns so weit hinauslehnen, dann dürfen wir davon ausgehen, dass es in den anderen Gewerken auch möglich ist und unkonventionelle Lösungen finden.

Welches Ihrer Projekte möchten Sie hervorheben?

Es gibt kein Projekt, mit dem wir nichts mehr zu tun haben wollen, doch es gibt wenige, die wir ein zweites Mal genau gleich machen würden und manche, die aus unterschiedlichen Gründen besonders sind: Rührend ist beispielsweise, wie liebevoll unser erstes Haus, an dem wir noch selbst Hand anlegten, nach zwanzig Jahren noch immer von den Bewohnern behandelt wird. Das bedeutet für uns eine große Wertschätzung. Oder die Schatzkammer in Gurk. Bei diesem Herzensprojekt durfte durch ein wunderbares Zusammenspiel Handwerk im eigentlichen Sinne entstehen. Dieser Prozess gelang genau so, wie man sich das als Student vorstellt: Vor Ort konnten wir mit den Handwerkern anhand von Skizzen die Details entwickeln. Das Vertrauen war allseitig vorhanden, auch von der Kirche als Bauherrschaft. Und geschenktes Vertrauen wird niemand enttäuschen, jeder übernimmt Eigenverantwortung in dieser positiven Vertrauensspirale.

Auch das Wien Museum, das wir gemeinsam mit Ferdinand Certov gewonnen haben. In ihm steckt eine große Richtigkeit. Sich zusammensetzend aus einer großen Zahl von Ingredienzien. Auf sehr viel antwortend, sehr viel einbeziehend. In diesem Sinne sozial und kommunikativ. Einerseits bescheiden, andererseits radikal. Es beschreibt neue Wege eines architektonischen Selbstverständnisses für repräsentative Großbauten. Nicht mehr alles weg und neu. Die alte Stadt in sich aufnehmend - reuse. Weiterführend, aufbauend. Durch seine Haltung am Platz ein großes Angebot an Wien. Und dann gibt es noch – ganz im Verborgenen – ein kleines 'Auszieh-Häuschen' am Seeufer. Wir haben das gemeinsam mit unseren Kindern gebaut, es misst drei mal drei Meter und wenn wir es 'aus-ziehen', ist es doppelt so groß(zügig)! Wir nutzen das für uns selbst, mit großer Freude.

Worüber sollten ArchitektInnen reden, einen

Diskurs anzetteln?

Über Angemessenheit. Wenn wir bauen greifen wir ein, verletzen und zerstören mitunter. Die Wunden, die wir reißen, müssen wir wieder heilen. Häuser sind schnell errichtet, doch sie stehen viele Jahrzehnte herum. Deshalb ist Architektur dem Umfeld genauso verpflichtet, wie den Benutzern. Wir haben als Architekten eine ungeheure Verantwortung gegenüber Stadt, Land, Gesellschaft, gegenüber zukünftigen Generationen und deren Lebensräumen. Wenn WIR die Stadt nicht bauen, wird sie investiert. Dann hat sie die räumliche, städtebauliche, soziale Qualität einer Aktie. Nehmen wir als Beispiel unsere Seen: Wir haben zugelassen, dass Investoren sich die Landschaft zunutze machen und ungeheures Potenzial vernichten. Wenn das Bauwerk einmal steht, ist der Ort zerstört. Eine Aktie gehört ins Schließfach und nicht ans Seeufer!

Wir müssen darauf achten, dass unser Beruf wieder in eine andere Richtung geht.

Das Gesetz verlangt von uns, dass wir über alles besser bescheid wissen als jeder Handwerker. Wir unterwerfen uns den Normen, sind also die Unterworfenen und werden auch so behandelt. Wenn wir uns das aufbürden lassen, wird jede Kreativität kriminalisiert; die Haftung verlangt einen Universalgelehrten. Wir müssen aufpassen, dass wir Architekten nicht nur noch jene sind, die die beste Versicherung zur Schadensabdeckung haben. Das Gesetz verfolgt nur diese Fehler. Doch jene, die durch qualitätslose Städte, Häuser, Wohnungen entstehen oder der Landfraß, werden nicht sanktioniert, hier gibt es keine Normen.

Was be- und verurteilt wird, sind belanglose Nebensächlichkeiten, an das Schöpferische aber wird eine Fußfessel montiert. Wir haben andere Aufgaben, wir sind der Link, der alle Teile zusammenfügt. WIR bauen die Stadt. Unser Detail ist die Tür, weil sie in die Stadt führt oder aus ihr heraus ins Private. Die Dimension ist eine politische und wir müssen die Scheuklappen abnehmen. Während wir uns um die Umsetzung von Normen kümmern und sich Juristen über Nichterfüllung derselben streiten, verlernen unsere Kinder auf Bäume zu klettern und verlieren das Gespür für das Mannigfaltige und Schöne. Was gibt es Besseres, als in und für einen Beruf zu arbeiten, der sich um solche Werte annimmt?

ZWISCHEN HOLZ UND HAUT
Wojciech Czaja für *Herzblut*, 2018

Das Rundbogenhaus an der alten Steinmauer in Klagenfurt (*Das beste Haus 2009*) zählt zu den außergewöhnlichsten, ja vielleicht sogar schönsten Einfamilienhäusern Österreichs. In der Neuen Mittelschule Wölfnitz (*Landesbaupreis 2013*) möchte man noch einmal, für ein paar Tage zumindest, Schülerin und Schüler sein und die betonierten Geometrien in der Aula studieren. Und in der Schatzkammer Gurk (*Bauherrenpreis 2014*) kann man gar nicht anders (und das ist nicht nur so gesagt, nicht nur so geschrieben) als sanft den Boden und die Ausstellungsmöbel zu berühren und die hier mitausgestellte Kraft von Mutter Natur zwischen Holz und Haut mit jedem Millimeter zu begreifen.

Winkler Ruck zählen zu den stillsten, ja lautlosesten Architekten Österreichs, und man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, dass sie bis heute noch ein stilles, fast unbekanntes Dasein am Wörthersee führen würden, wäre da nicht der 2015 gewonnene Wettbewerb um die Erweiterung des Wien-Museums (gemeinsam mit Ferdinand Čertov) gewesen, der das kleine Klagenfurter Büro auf einmal auf die kulturelle Landkarte Österreichs katapultiert hat. Seitdem scheiden sich die Geister um dieses noch nicht einmal begonnene Schlüsselprojekt, aufgespalten in das Lager der Liebhaber und jenes der irritiert schockierten Kopfschüttler. Ein besseres Kompliment als dieses kann man Roland Winkler (1965) und Klaudia Ruck (1966) nicht machen.

„Worum es uns geht?“, fragen die beiden fast schon fassungslos auf die Frage aller Fragen zurück. „Es geht uns um das Leben! Wir wollen mit unseren Projekten das Lebendige einfangen und sichtbar machen. Wir wollen mit der Natur arbeiten, mit den Emotionen, mit dem nicht immer hundertprozentig Planbaren. Diese Kunst in der Architektur ist in letzter Zeit leider fast verloren gegangen.“ Aber eben nur fast.

Herzblutprojekt

Die mehrfach ausgezeichnete Revitalisierung der Schatzkammer Gurk in Kärnten ist eines jener Projekte, in denen sich das Architekturverständnis von Winkler Ruck am besten ablesen lässt: 3,80 Meter lange Bohlen am Boden, Massivmöbel ohne einen einzigen Tropfen Leim, Respekt vor

Material und Handwerk bis ins allerletzte Detail.

Zitat: „Architekt zu sein ist ein wunderschöner Beruf. Aber wenn wir nicht darauf Acht geben, wozu wir eigentlich ausgebildet sind, dann werden wir früher oder später nur noch Erfüllungsgehilfen von Normen, Baugesetzen und den Effizienzwünschen von Investoren sein.“

VOM MATERIAL ZUM RAUM

Eva Guttmann im Gespräch mit Klaudia Ruck und Roland Winkler, *Architektur und Bauforum*, 2016

Seit 1998 betreiben Klaudia Ruck und Roland Winkler ihr Büro in Klagenfurt. Ihre Architektur ist geprägt von hoher konzeptioneller Sensibilität und größter Umsetzungsgenauigkeit, wobei vor allem die Materialität eine zentrale Rolle spielt. Bisher hauptsächlich in Kärnten aktiv, haben Winkler+Ruck nun gemeinsam mit Architekt Ferdinand Certov den internationalen Wettbewerb für die Erweiterung des Wien Museum gewonnen. Zuerst die ganz naheliegende Frage: Wie ist das Gefühl, sich bei einem Wettbewerb gegen 274 Büros aus 26 Ländern durchzusetzen?

KR: Euphorie und Respekt, immerhin steht man plötzlich am Karlsplatz zwischen Fischer von Erlach und Theophil Hansen.

Wie groß waren die Veränderungen im Entwurf von der ersten zur zweiten Wettbewerbsstufe, bei der insgesamt 14 Büros ihre Projekte überarbeitet haben?

RW: Der Entwurf war an sich schon bei der ersten Stufe fertig, wir haben ihn aber noch präzisiert und die Anregungen der Jury aufgenommen und eingearbeitet. Weitere Veränderungen waren nicht notwendig, was auch daran liegt, dass unser Projekt bereits sehr reduziert und eindeutig war. *Zu eurem Werdegang: Ihr habt beide in Graz Architektur studiert und hier war Giselbert Hoke, der damals als Professor das Institut für Künstlerische Gestaltung der TU Graz aufgebaut und geleitet hat, eine wichtige Figur. Sein Unterricht in „Künstlerischer Gestaltung“ in Stift Rein war legendär, für viele prägend, und ihr habt auch beide bei ihm diplomiert. Was hat euch in dieser Zeit maßgeblich beeinflusst?*

RW: Damals gab es an der Universität sehr starke Persönlichkeiten: Giselbert Hoke, Günther Domenig und auch Franz Riepl; alle drei haben bei uns unterschiedliche Prägungen hinterlassen. Domenig, aber auch Raimund Abraham waren ganz zentrale Figuren, die viel Energie an die Universität gebracht haben, doch in erster Linie war es Giselbert Hoke, der dieses künstlerische Element in uns aktiviert hat. Er war als Lehrer ein Gigant, wie auch Abraham und Riepl. Sie alle hatten die Fähigkeit, die Studierenden ganz tief im Kern zu erfassen. Wenn dort etwas zu finden war, dann wurde es hervorgeholt, oft auch mit einer gewissen Brutalität, die aber wichtig war, um an die Grenzen zu gelangen. Hoke hat uns so

weit herausgefordert, dass wir uns ganz tief in die Materie einlassen mussten. Ich komme aus einem Tischlereibetrieb und vor diesem Hintergrund war es eine große Hürde, vom Verwertungsdenken wegzukommen. Das schafft man nicht, wenn einem nicht jemand einen Tritt versetzt. Ich halte das Handwerkliche für wichtig, es ist für mich Basis für die technische Struktur und war prägender als die Hochbauausbildung an der Uni, aber das Künstlerische steht zum wirtschaftlichen Element eines Betriebs in einem gewissen Widerspruch.

KR: Hokes Kunstbegriff hatte ja überhaupt nichts mit Künstlichkeit zu tun. Ihm ging es darum, das Urkindliche, das Primitive zu finden, sich darauf zu reduzieren, alles hinter sich zu lassen. Er hat uns auch von den Moden weggebracht, die in Graz damals sehr stark und präsent waren und wir rechnen es ihm hoch an, dass die Haltung, die er so vehement vertrat, eine andere war.

Die gesellschaftliche Verantwortung von Architektur ist für euch ein Thema. Wie definiert ihr diesen Begriff und wie seid ihr damit beim Wettbewerb zum Wien Museum umgegangen?

KR: Wir vertreten den Ansatz, dass es eine Zerstörung oder zumindest eine Verletzung des Bestehenden gibt, sobald etwas gebaut wird und daher mit dem Bauen die Verpflichtung einhergeht, zu versöhnen. Man trägt ja eine große Verantwortung nicht nur den Bauherren, sondern auch der Gesellschaft gegenüber. Architektur hat nichts mit Individualismus zu tun, obwohl natürlich jedes Gebäude als solches individuell ist.

RW: Beim Wien Museum mussten wir mit der Situation umgehen, dass das Haus von Oswald Haerdtl ganz eindeutige Schwächen hat und für viele ein Abrisskandidat ist. Es ist zu klein, duckt sich zu sehr an den Rand, hat keine eigenständige städtebauliche Wirkung. Wir haben daher den Bestandsbau und den Karlsplatz als Einheit aufgefasst und versucht, es nicht einfach aufzustocken, sondern aus ihm „herauszuwachsen“, seine Öffnungen und Fluchten aufzunehmen, es weiterzubauen ohne es zu imitieren. Das funktioniert nur durch die vollständige Akzeptanz des Bestehenden. Insofern dachten wir im Entwurf ebenso wenig an Denkmalschutz wie ein Fußballspieler während des Matches an das Spielfeld denkt, auf dem er sich ganz selbstverständlich bewegt.

Das heißt, ihr habt aus den Schwächen des Bestands neue Qualitäten generiert?

KR: Wir haben sowohl die bestehenden Schwächen als auch die Stärken akzeptiert und aus dieser vollständigen Anerkennung des Vorhandenen

etwas Neues herausgearbeitet, das die Qualitäten hervorhebt und die Schwächen quasi neutralisiert. RW: So arbeiten wir immer, auch bei den kleineren Bauaufgaben, mit denen wir bisher befasst waren. Wir sehen prinzipiell jedes Bauwerk als Teil der Stadt oder eines regionalen Kontexts und nicht als Einzelobjekt. Sobald irgendetwas passiert, hat es mit Städtebau zu tun. Beim Wien Museum verleihen wir dem Bestand durch den Aufbau neues Gewicht und damit verändern wir das System am gesamten Platz.

Ihr sprecht von den Schwächen des Bestands auf fast wohlwollende Weise. Habt ihr eine Sympathie für „Fehler“?

RW: Das kann man so sagen, ja. Dabei meinen wir natürlich nicht Fehler in der Planung oder in der Ausführung, sondern eher das Unperfekte, Uneindeutige, vielleicht sogar Menschliche und unsere Weigerung, etwas als absolut richtig oder falsch zu definieren. Auf solchen „Makeln“ kann man – gerade bei Umbauten – aufbauen, sie führen zu Kommunikation, zu Lebendigkeit und vielleicht auch zu einer Art von Identität.

Wie erlebt ihr als Architekten, die einen hohen Anspruch verfolgen und auch umsetzen, die Situation in Kärnten?

KR: Kärnten, das „Kärntnerische“ an sich, ist generell sehr problematisch. Bei allem, was wir auf die Beine stellen wollen, springen wir nicht bei Null weg, sondern eineinhalb Meter tiefer. In anderen Bundesländern setzt man von vornherein auf einem anderen Niveau an – sowohl kulturell als auch finanziell und handwerklich. Kärnten war sehr lange isoliert und feudalistisch strukturiert, das merkt man immer noch ganz stark.

Aber es gibt eine Vernetzung innerhalb der regionalen Architektenschaft, wie ja auch an eurer Zusammenarbeit mit Ferdinand Certov ablesbar ist ...

RW: Wir haben uns in Kärnten immer ausgetauscht. Die Bauaufgaben sind klein, daher gibt es keine großen Büros. Wenn aber doch einmal ein größerer Wettbewerb oder Auftrag kommt, dann kooperiert man. Aus der Gruppe „Junge.Architektur.Kärnten“ gibt es viele, mit denen wir nach wie vor in Kontakt sind, was sehr befruchtend ist. Viele schimpfen ja auf die Zustände in Kärnten, was nachvollziehbar ist, aber die entscheidende Frage lautet, wie man damit umgehen kann. Kärnten ist ein geografischer und geschichtlicher Rückzugs- oder Fluchtraum, wo die Angst vor allem Möglichen eine große Rolle spielt. Wenn man diese Ängste fasst und ihnen mit intelligenter Architektur begegnet, dann kann das schon etwas bewegen.

KR: Mit Ferdinand Certov haben wir schon öfter zusammengearbeitet und wollten bereits länger gemeinsam an einem großen Wettbewerb teilnehmen. Wir vertreten eine ähnliche Haltung, haben ähnliche Ansprüche und trotzdem unterschiedliche Schwerpunkte. Darüber hinaus ist gerade bei großen Wettbewerben der Diskurs wichtig und auch, dass man nicht immer einer Meinung ist, was bei entsprechender Diskussionskultur natürlich auch die Qualität des Entwurfs voranbringt.

In euren Entwürfen spielt die Materialität eine große Rolle – das Material ist wichtiger Träger eurer Architektur, während die Konstruktion eher in den Hintergrund tritt und eure Gebäude als solche nicht um Aufmerksamkeit heischen ...

KR: Wir arbeiten so, dass sich aus dem Material die Konstruktion, aus der Konstruktion der Raum und aus dem Raum die Architektur ergibt. Die Funktion steht nicht mehr im Vordergrund. Im Entwurfsprozess kommen wir meist schnell zu dem Punkt, an dem sich ein Material als passend herauskristallisiert. Dem gehen wir nach und versuchen, darauf alles Weitere aufzubauen.

RW: Bedeutung entspringt ja nicht der Zuschreibung von Bedeutung und Aufmerksamkeit als Selbstzweck zu erringen erschöpft sich im Akt der „Erringung“ und bleibt dann als Hülle übrig – wie ein Witz, der täglich erzählt wird. Das ist schlecht für ein Bauwerk, das jahrzehntelang Bestand haben wird. Vielmehr versuchen wir zu zählen, in der richtigen Reihenfolge, von vorne nach hinten – Hierarchie. Zu lernen, was wichtig ist und was weniger, welche Rolle das Material spielt, sein Gewicht, seine Oberfläche, seine Konsistenz, wie es verwendet wird und welche Bedeutung daraus entsteht, dass es auf eine bestimmte Art konstruiert wird, die zu einem räumlichen Ergebnis führt, ohne dass zuvor eine formale Entscheidung getroffen wird.

Daraus ergibt sich unser Beitrag zum Karlsplatz, der sich als architektonisches Zeichen auf Augenhöhe nicht nur mit der prominenten Nachbarschaft, sondern auch mit anderen Metropolen bewegen wird.

Architektur ist die Kunst des Hintergrunds. Alles soll sie bereitstellen: die Oberfläche, die Farbe, die Skulptur, die Physik, die Hermeneutik, die Kommunikation, die Geschichte. Zu glauben, dass wir als Architekten überall die Hauptrolle spielen können, ist vermessen. Also beginnen wir beim Zählen. Wenn das wirklich gut gemacht wird, dann kommt die Bedeutung von alleine und der „Turm“ beginnt von selbst zu leuchten.

DICKE MAUERN FÜR ALTE SCHÄTZE

Karin Tschavogova über die Schatzkammer Gurk, für *die Presse*, 2015

Wovon hier berichtet wird, erreicht uns nicht über den elektronischen Newsroom der architektonischen Superlative, die uns täglich mit den Bildern gebauter und geplanter Landmarks in unglaublich machtvollen Dimensionen überschwemmen – trotz Krise und Sparbudgets. Was hier gewürdigt werden soll, schafft es nicht auf die Titelseiten, selbst wenn es 2014 mit dem Bauherrenpreis der Zentralvereinigung der Architekten ausgezeichnet wurde. Es ist schlicht (und) unspektakulär. Für ein Diözesanmuseum, von dem die Rede sein wird, wäre das Spektakuläre auch gar nicht geeignet.

Seit April 2014 haben die kunsthistorischen Schätze des Kärntner Diözesanmuseums in der im 15. Jahrhundert errichteten Propstei Gurk, die einen Hof weit entfernt vom berühmten romanischen Dom steht, eine neue Heimat – die Schatzkammer Gurk. Die Einrichtung eines Museums in den vorwiegend gotischen Wirtschaftsräumen verlangte nach besonnener Herangehensweise, kreativer Gestaltungsqualität und die Fähigkeit, auf das Vorhandene einzugehen und dabei die Eigenheit und Qualitäten der historisch aufgeladenen Räume zu nützen. Außerdem die Gabe, konzeptionell zu denken und das Ganze im Blickfeld zu behalten. Weiters die Gratwanderung zwischen der Zurücknahme des eigenen Gestaltungsdrangs und der Eigenständigkeit und Wirkkraft eines Entwurfs für eine so „starke“ Hülle. Und schließlich die genaue Kenntnis der eingesetzten Materialien und das Vertrauen auf handwerkliches Können, das im Umfeld des Gurktales noch zu finden ist. Im Adaptierungs- und Ausstellungskonzept der Klagenfurter Architekten Roland Winkler und Klaudia Ruck sah die Jury des geladenen Wettbewerbs diese Anforderungen bestens bearbeitet. Die Architekten legten einen neuen Eingang in den Museumbereich fest, der Durchgang zum Hof des Gevierts wurde geschlossen und so zum Teil des Ausstellungsrundgangs. Besucher betreten die einzelnen Räume nun über die Arkaden, die dem Hof im Barock hinzugefügt wurden, auf einem Weg, der sie in Schleifen von einem Raum zum nächsten führt. So konnten die Gewölberäume, die immer schon von außen betreten wurden, ohne neue Durchbrüche erhalten bleiben. Was

dem Denkmalschutz geschuldet ist, bekam auch eine zweite sinnfällige Bedeutung, die den Besuch der Schatzkammer einzigartig macht: Jede dieser zehn unterschiedlich geformten Raumschalen wird nach dem kurzen Außenweg bewusster wahrgenommen. Das kommt auch den ausgestellten Objekten zugute, die nach unterschiedlichen Kriterien geordnet präsentiert werden.

Die gotischen und barocken Gewölbe über teils mächtigen Säulen wurden restauratorisch behandelt, aber weder für die Präsentation noch für die erforderliche technische Infrastruktur angetastet. Der Unschärfe des historischen Bestands – es scheint keinen einzigen rechten Winkel in Wand und Decke zu geben – begegneten die Architekten mit der Stringenz ihres Ausstellungskonzepts. Das zeigt sich in einem Fußbodenaufbau, der sich in allen Räumen ohne aufwendige Anpassungsarbeiten installieren ließ. Neue Holzböden aus Lärchenbohlen wurden wie massive Flöße in die Lehm Böden verankert – mit Abstand zu den Wänden und in denselben Brettmaßen. Zwischenräume wurden mit dunklem Kies gefüllt, alle Kabelstränge in den geschütteten Randzonen versteckt. Konsequenterweise in Ortbeton wurden hingegen die wenigen fixen Adaptierungen wie Übergänge, der Ausgleich von Höhenunterschieden und Geländerbrüstungen ausgeführt. In den Möbeln setzt sich das Konzept der Einschränkung auf wenige hochwertig verarbeitete Materialien fort: Sockel und Vitrinen als Präsentationsflächen, Rahmen und Pulte sind aus den gleichen Lärchenbohlen gefertigt – nur diesmal gestapelt und mit Zinken zusammengesteckt. Was nur auf den ersten Blick einfach, vielleicht etwas massiv wirkt, erweist sich bei genauerer Betrachtung als subtil und fein ausgearbeitetes Baukastensystem, das vielfache Abwandlung erlaubt, ohne dabei Charakteristik und Wiedererkennungswert zu verlieren.

Bis ins kleinste Detail gut gelöst: Die Lichtführung konnte unsichtbar durchgebohrt werden, in den Vitrinen ist die Beleuchtung blendfrei in den massiven Holzdeckel versenkt, fallweise wurden Pulte zu Schatztruhen mit Glasabdeckung, indem sie präzise ausgehöhlt wurden. Für die Besucher wird beim Abschreiten der Raumfolge der Ausstellung spürbar, wie respektvoll mit Material und Raum umgegangen wurde. Material wurde nicht zu Tode konserviert. Metall wird pur verwendet, Holz darf atmen und altern und bleibt daher auch am Boden ohne

Oberflächenbehandlung. Mit sichtbarer Kenntnis einer materialgerechten Verarbeitung wurden die Bohlen nur gegen Verdrehen gesichert.

Ja, hier dürfen Spuren des Gebrauchs entstehen, hier kümmerte man sich nicht in erster Linie um Normen, auch nicht um die trickreiche Abwendung von jeglicher Verantwortung gegenüber dem, was nur mit gemeinsamer Anstrengung entstehen kann (heute leider übliche Praxis). Wer so arbeitet und arbeiten lässt wie in Gurk, der bringt auch dem Besucher Respekt und Vertrauen entgegen, indem er ihm Eigenverantwortung beim sorgsamem Durchgang durch das Museum zutraut. Eine große Anzahl von Exponaten – Statuen, Christuskreuze, Altarflügel, Fastentücher – ist nicht durch Glas gesichert und dennoch so nahe und wirkungsvoll positioniert, wie man sie selbst in Kirchen nicht betrachten kann. Zu vielen bildet der Rand der Flöße eine natürliche Grenze. Nur wer diese nicht respektiert, wird durch eine Stimme aus dem Off, die über Kameras auf einer Sicherheitssäule die Ausstellung überblicken kann, daran erinnert.

Winkler + Ruck – seit zwanzig Jahren in Kärnten tätig – konnte auch einen Seiteneingang zum Dom und den Hof neu gestalten. In der Folge wurden sie ebenfalls mit der Adaptierung eines Gästetrakts betraut. Dass die Kommunikation und die Zusammenarbeit zwischen allen Beteiligten im höchsten Maß geglückt ist, muss nicht extra betont werden. Es ist auf allen Ebenen zu sehen. „All das und mehr“, schreibt *Otto Kapfinger* im Jurytext zum Bauherrenpreis, „wurde im Vertrauen zu einem gemeinsamen Gang ins Neuland bewältigt und zu einem Resultat gebracht, das hier nicht beschreibbar ist, doch an Ort und Stelle vollkommen stimmig wirkt.“ Dem kann man sich nur anschließen. Gurk ist mindestens eine Reise wert.

BRIEF

Roland Winkler an Wojciech Czaja, Klagenfurt,
2018

Lieber W.,
während der Zeit, wo wir nicht telefonieren, fallen
mir stets Dinge zum Herzblut-Projekt ein.
Lass jetzt die Gedanken einfach mal ins Mail
fallen....

Vor der Schatzkammer Gurk hatten wir die Nase
ziemlich voll vom Job - so wie er sich entwickelt,
wie er sich uns aufdrängt, wie wir nicht in der
Lage sind, unsere eigentlichen Fähigkeiten
als Architekten auszuschöpfen, wie wir uns in
ein Eck drängen lassen, wo Projektmanager,
Rechtsanwälte, Sachverständige und
Versicherungsmakler besser ausgebildet sind
als wir.

Wenn wir nicht aufpassen, sind wir Architekten
bald nur noch die, die die beste Versicherung
zur Schadensabdeckung haben, den andere
verursachen.

Also hab ich mir genauer angeschaut, worunter
wir eigentlich leiden: den Fehlern.

Und je genauer wir hinschauen, desto
sympathischer wird er - der Fehler.

Er ist Zeichen einer unbändigen Lebendigkeit. Er
entsteht. Ungewollt, aber vital. Er entsteht, weil
Umstände ihn dazu zwingen, Umstände, die
davor geschaffen werden.

Nun sind wir glücklicher - oder unglücklicher
Weise - je nachdem, wie du es sehen willst, in
der Lage, in die Zukunft zu blicken, uns Probleme
ausmalen zu können. Archaisch gesehen sind wir
Wesen, die sich ihrer Endlichkeit bewusst sind und
stets darauf bedacht, diese Endlichkeit so lange
wie möglich hinauszuschieben. Dafür gibt es die
Angst. Alles, was wir tun, was wir entwickeln,
was wir verbessern, entsteht aus Angst, aus dem
Wunsch, weniger Angst haben zu müssen - vor
Kälte, vor Gefahren, vor Gegnern, vor allem, was
diese Endlichkeit bedroht. Also entwickeln wir.
Wir planen. Wir haben schon so viel geplant und
entwickelt, dass wir den Moment versäumt haben,
an dem wir keine Angst mehr haben müssen,
da wir bereits in größtmöglicher Sicherheit sind.
Aber diese archaische Angst haben wir behalten,
die Spielregeln, die sie aufstellt, die Reaktionen,
die sie beeinflusst. Wenn aber die Notwendigkeit
nicht mehr da ist, wird aus der Angst Gier. Sie
fordert dasselbe ein, ohne Not zu leiden - aus
reiner Gewohnheit.

Da befinden wir uns jetzt.

Wir fordern und fordern und fordern. Schaffen
ein Gesetz nach dem anderen. Überholen uns in
Normen, erneuern und erweitern diese ständig
selbst. Wir überantworten unsere Verantwortung
an Regelwerke und verspüren selbst keine mehr.
Und Ziel all dieser Normen ist, das Problem
des Zeitlichen, der Veränderung, des Verfalles
in den Griff zu bekommen. Die Veränderung
ist gefürchtet, weil sie neue Probleme schaffen
kann, Reaktionen evoziert, denen man vielleicht
nicht gewachsen ist. Also soll alles bleiben wie
es ist - eingefroren - tot. Vielleicht macht die
Veränderung das Vergehen der Zeit sichtbar und
vielleicht steht Stillstand für Unendlichkeit - je
weniger sich bewegt, desto länger die restliche
Lebenszeit bzw. desto mehr kann ich reinpacken.
In diesem Sinne zerschnipseln wir ein
wunderbares Holzbrett zu Staub, vermengen
es mit Leim und pressen eine tote Spanplatte
daraus. Diese ist zwar hässlich, aber sicherer -
unveränderlich.

Je mehr wir als Architekten uns also diesem
Trend des Unveränderlichen, Unbeweglichen,
Sicheren hingeben, desto mehr verlieren wir
unser Tätigkeitsfeld als Gestalter von sozialen
Prozessen, die in unseren Bauwerken stattfinden
sollen. Insofern hängt die Entscheidung, das
Material als das zu behandeln, was es ist - mit all
seinen Fehlern, Unsicherheiten, Beweglichkeiten
- damit zusammen, eben diese Lebendigkeit zu
erhalten, damit umzugehen, sie zu pflegen und
sichtbar zu machen. Den Prozess der Planung
überzuführen in den Prozess der Nutzung. Einen
durchgängigen Prozess vom Entwurf über das
Bauen bis zum Beleben zu schaffen. Sozusagen
als Gegenentwurf zu einem juristischen Prozess,
der stattfindet, weil sich beim Bauwerk etwas
unbotmäßig bewegt hat.

In der Schatzkammer schenkt uns der Bauherr
Vertrauen und wir schenken den Handwerkern
Vertrauen. Das funktioniert wie eine Investition:
das geschenkte Vertrauen will den Schenker
nicht enttäuschen und bemüht sich selbständig
um gute Leistung - Eigenverantwortung.

Diesen Vertrauensvorschuss investierten wir in
das Risiko, als Grundmaterial einen Holzbalken
zu verwenden, der geradezu exemplarisch dazu
geeignet ist, einen Schaden im herkömmlichen
Sinn zu verursachen: Ein massives Brett aus
heimischer - also nicht wirklich geradliniger
- Lärche mit 24 Zentimetern Breite und 4
Zentimetern Stärke. Beim Eintreffen der Lieferung
sprach der Tischler von Brennholz...

Wir haben aus diesen Brettern einen Boden

UFER LOS
Vortrag zur *Kärntner Seenkonferenz* im
Architektur.Haus.Kärnten, Klagenfurt, 2018

KAPITEL EINS STATT PLANUNG

Die Stadtplanung plant die Stadt.
Plant die Stadtplanung die Stadt?
Planiert die Stadtplanung die Stadt?
Plant die Stadt die Stadtplanung?
Was macht die Stadt statt Planung?
Planen Sie die Stadt statt der Stadtplanung?
Die Stadtplanung bannt die selbsternannten
Stadtplaner.
Und jeder Städter ist ein Stadtplaner.
Tausende Stadtplanungen liegen in den unteren
Schubladen der Stadtplanung.
Schublade Statt-Planung.
Sie liegen dort, weil sie schlecht sind.
Nicht jede Stadtplanung ist gut.
Nicht jeder selbsternannte Stadtplaner ein Genie.
Die wenigstens - deswegen so viele Schubladen.
Die Stadtplanung selbst plant keine Stadt.
Sie verteidigt sie.
Weil sie gut ist, die Stadt.
Die Alte Stadt.
Die Neue Stadt - an den Rändern der alten Stadt
- ist nicht so gut.
Sie kann nicht wachsen.
Sie hat's verlernt.
Sie wird nur - fett.
Sie weiß nicht, wie das geht, das Wachsen.
Und die Stadtplaner auch nicht - vor lauter
Verteidigen des Alten, Schönen.
Das neue - Schiache - ist auch geplant, aber
nicht von Stadtplanern.
Statt Planern planen Manager.
Sie managen den Verkauf der Baumassen -
früher Häuser.
Das Haus entsteht, damit es verkauft wird, nicht
bewohnt.
Die Straße wird gebaut, damit sie zum
Verkaufsobjekt führt, nicht um auf ihr durch die
Stadt zu gehen.
Die Straße ist die eigentliche Stadt.
Sie und der Platz.
Sie sind das Dazwischen.
Das Heim der Städter.
Ihr Wohnzimmer.
Das Haus liegt an der Straße nicht umgekehrt.
Die Stadt wächst an der Straße und an ihr die
Häuser.

Und wenn die Häuser Platz machen wollen,
rücken sie ein wenig auseinander.
Sie verhalten sich zueinander.
Sie haben Haltung.
Wer das nicht checkt, baut keine Stadt, sondern
einen Haufen Material.
Und jeder baut Stadt.
Jeder, der wohnt.
Jeder, der einkauft.
Jeder, der in die Kirche geht.
Jeder, der baut.
Jeder, der ins Auto steigt und zum Supermarkt an
den Stadtrand fährt, zerstört die Stadt.
Jeder, der sein Interesse vor das Gemeinsame
stellt, zerstört die Stadt.
Jeder, der sein Haus nicht als Teil, als Baustein
der Stadt baut, zerstört sie.
Wir leben in der Stadt und wir sind Stadt.
Was soll da ein Stadtplaner ausrichten - gegen
uns.
Jeder will eine andere Stadt.
Eine Fußgängerstadt.
Eine Radfahrerstadt.
Eine Autostadt.
Eine autofreie Stadt.
Eine grüne Stadt.
Eine alte Stadt.
Eine Altstadt.
Eine Einkaufsstadt.
Eine Wohnstadt.
Eine Kulturstadt.
Eine Bildungsstadt.
Eine Familienstadt.
Eine schöne Stadt.
Die Stadtplanung plant die Stadt nicht.
Sie hütet sie.
Der Bürgermeister plant die Stadt nicht - obwohl
er möchte.
Aber er weiß nicht, wie es geht.
Und wenn er es wüsste, würde die Stadt es ihm
verwehren.
Die Stadt will sich selbst planen.
Will wachsen.
Nicht fett werden.
Gelingt ihr nicht.
Sitzt vor dem Fernseher und frisst Chips.
Ist leichter als Diät und Fitness.
Fährt aufs Dach der Cityarkaden, anstatt zu Fuß
am alten Platz.
Oder trocken in die Tiefgarage im Südpark, als
im Regen am Benediktinermarkt.
Die Stadt ist faul.
Sie lässt sich gehen.
Anstatt selbst zu gehen.

Und ihre Faulheit wird sichtbar.
Im Speckgürtel.
Die Stadt - das sind wir.
Die Stadtplanung - sind wir.
Die hässlichen Neubauten - wollen wir.
Wenn wir es nicht wolltten, könnten wir sie ja
schön bauen - so wie die alte Stadt.
Tun wir nicht.
Tun wir nicht, weil wir es besser können.
Größer.
Wärmer.
Praktischer.
Billiger.
Mit Tiefgarage für heilige Kuh.
Ein fettes Haus.
Eine fette Stadt.
Ein fetter Städter.
Wir wollen es so.
Genau so.
Wir wollen nur trotzdem schön sein.
Schlanke Altstadtgassen.
Enge, schattige, lauschige Plätze.
Ohne Autos.
Lösung:
wir finden schön, was hässlich ist.
Dann sind wir wieder im Einklang mit unserem
Sein.
Und alles ist gut.
Auch die Stadtplanung.

KAPITEL ZWEI

UFER LOS

Die Landesplanung plant das Land.
Das ganze?
Oder nur Teile?
Welche Teile?
Die Berge?
Die Seen?
Die Täler?
Die Dörfer?
Oder das Dazwischen?
Die Verbindung zwischen Berg und Tal?
Zwischen See und Dorf?
Zwischen Dorf und Stadt?
Plant sie Dinge oder Zustände?
Plant sie Vorhaben oder Vorgänge?
Plant sie selbst?
Plant sie, wer planen soll?
Wer plant die Landesplanung?
Wer plant in der Landesplanung?
Planer?
Juristen?

Touristiker?
Manager?
Wann plant die Landesplanung?
Wann fängt sie an zu planen?
Sie plant, wenn sie einen Auftrag hat.
Ein Ziel.
Ein Problem, das sie lösen kann.
Wer plant das Problem?
Wer erkennt es?
Wer benennt es?
Wer ernennt einen Zustand zum Problem?
Darf ich eines nennen, oder Sie?

Auftrag.

Wir haben hier einen See.
Der ist schön.
Das Wasser ist türkis und bisweilen glaubt man
sich an der Südsee, wo es noch schöner ist.
Sonst würde man sich an der Südsee ja an den
See hier erinnern....
Nicht nur das Wasser, auch das Ufer ist schön.
Die Hügel dahinter und hinter denen, die Täler
und hinter denen die Berge.
Eine berausende Abfolge an Schön in
kürzesten Abständen.
Miniparadies.
Sonst ist hier nichts.
Keine Großindustrie, keine Großlandwirtschaft,
keine Großstadt, nur viel von Wenig.
Zwischen all dem Schön.
Das ist die Ressource: viel Wenig.
Wo Wenig ist, ist Ruhe.
Wo Ruhe ist, ist Zeit.
Wo Zeit ist, geht viel Leben rein.
Hier lässt es sich leben.
Wenn man es ließe - das Wenig.
Man läßt es nicht.
Wenig ist arm.
Wenig ist peinlich.
Wenig ist der Tod!
Macht aus Wenig Viel!
Das ist der Auftrag.
Jetzt kann geplant werden.
Ein Haus.
Ein Hülle mit Dach.
Innen warm und trocken, aussen kalt und Regen.
Innen Herd zum Kochen, Tisch zum Essen, Bett
zum Schlafen, Klo.
Schönes Haus.
Schiaches Haus.
Egal.
Jemand wohnt drin und schon lebt es sich.
Drinnen Leben, draußen Leben.

Ein Nachbar kommt zum Streiten,
Handeln.
Ein Dorf halt.
Ein Dorf.
Dorf.
Ein Dorf aus Häusern mit Leuten.
Aber was, wenn ein Haus nicht zum Leben
gebaut wird?
Nicht zum Wohnen?
Zum Lieben?
Zum Sterben?
Sondern zu Verkaufen?
Als Investition, als steinerne Aktie, als Anlage?
Aus einer anderen Disziplin heraus geplant.
Nicht Bauen, sondern Rechnen.
Nicht, um Dorf zu werden, sondern Rendite.
Nicht, um Wohnbedarf zu decken, sondern
Finanzbedarf.
Dann entsteht eine eigene Ästhetik der
Hässlichkeit.
Eine getarnte.
Getarnt durch PR.
Public Relation.
Öffentliches Verhältnis.
Das Verhältnis ändert sich.
Die Sichtweise ändert sich.
Plötzlich sieht ein Ufer mit viel Wenig darin nicht
mehr schön, sondern leer aus.
Der Sinn in dem Fleck am See liegt im Verkauf.
Die Leere erwerben, sie füllen und ertragreich
weitergeben.
Und siehe, der Erfolg gibt recht.
Aber der Erfolg ist einseitig, denn er liegt nur
beim Investor.
Nicht beim Betrachter.
Am See verschwindet die Leere, die ihn
schmückte, sehenswert, begehrenswert machte.
Zurück bleibt ein Etwas, statt der Abwesenheit.
Ein verkauftes Etwas.
Steht nun da, am See.
Weiß nicht so recht, was tun.
Wurde ja nur zum Verkauf erdacht, zu keiner
Aufgabe sonst.
Kein Bäcker wollte eine Backstube.
Keine Wirtin eine Gaststube.
Kein Pensionist eine Pension mit Frühstück.
Keine Nachbarin einen Nachbar.
Niemand wollte etwas, das mit Dorf zu tun hat.
Schlecht?
Gut?
Ein Dorf braucht eh keiner mehr.
Ertrag schon.
Der ist jetzt eingefahren und hinterlässt einen
Haufen frisch verkauftes Material am Ufer.

Lieber wär mir eine Aktie gewesen - die Investition.
Eine Aktie aus Papier.
A4. 80 Gramm.
Denn wenn die ihren Wert verliert, könnt ich
wenigstens den Arsch damit wischen und
sie runterspülen.
Aber die Investition steht nun am Ufer und dort
bleibt sie die nächsten 100 Jahre.
Verbraucht den Platz, auf dem sie steht. Und den
um sie herum.
Wer will auch schon neben einer toten Aktie
leben?
Geschweige denn in ihr.
Nicht einmal der aus der Großstadt, der gekauft
hat, will hier leben.
Der Investor sowieso nicht, der baut nicht für
Bedarf, sondern Ertrag.
Also steht sie leer.
Sie, die Aktie, die kein Haus ist, nur so tut.
Und weil es eine Aktie ist, tut es ihr auch nicht
weh, wenn man sie als schlechte Architektur, als
Fehlplanung bezichtigt.
Ist ihr komplett egal, als Aktie war sie erfolgreich.
Das zählt!
Und deshalb wird sie wieder aufgelegt und
wieder und wieder und wieder.
Am Ufer.
Aber es ist mein Ufer.
Es ist meins, weil ich es sehen kann, vom anderen
Ufer.
Weil ich sehe, wie es verschwindet, das schöne
Wenig, das es beschaulich macht.
Das es wertvoll macht.
Das es ausmacht.
Ersetzt durch Investitionen, deren Ästhetik in
Erträgen liegt, nicht in Architektur.
Nicht in Baukultur.
Deren bodenlose Rücksichtslosigkeit gegenüber
einem Bedarf des Ortes sich in Hässlichkeit
entfaltet.
Die weggeschmissen Reste einer Handlung, die
das Gegenteil von Planung darstellt, vermüllen
mein von mir gesehenes Ufer.
Es ist auch das von Ihnen gesehene Ufer.
Gefällt es Ihnen?
Wer hat es geplant?
Ist es geplant?
Ist es passiert?
Passiert, weil wir es nicht geplant haben?
Wenn es nicht geplant wird, wird es verwertet.
- Ausgeschlachtet.
Und wir sind unser schönes Ufer los.

DAS SCHÖNE UND DAS SCHLAUE
Roland Winkler zum 90. Geburtstag von Giselbert
Hoke, Saager, 2017

Ich bin auch ein Schüler.
Bin - nicht war.
Schüler haben Lehrer.
Studenten nicht. Die studieren selbst.
Schüler sagen nur, dass sie Schüler sind, wenn
der Lehrer gut war.
Manchmal schmücken sie sich mit ihm.
Manchmal nicht.
Dann sagen sie es, weil sie irgendwann
verstanden haben, dass sie etwas gelernt haben
-
von diesem Lehrer.
Obwohl sie schon Studenten waren, oder schon
Architekten, oder Maler.
Man bleibt dann immer ein Schüler dieses
Lehrers.
Und manchmal kann man etwas weitergeben.

Stift Rein.
Holzkiste.
Hoke auf Holzkiste.
Kauernd.
Freitag.
Früher Vormittag.
Studenten müde, aber gespannt.
Hoke spricht.
Kein Vortrag. Keine Vorlesung.
Er spricht.
Leise.
Man muss sich anstrengen, um zu Verstehen.
Nicht den Inhalt, sondern überhaupt den Ton.
Also höchste Aufmerksamkeit.
Denn dass, was man zwischendurch versteht, ist
anders, als bei den anderen Vorlesungen.
Mehr.
Seiner eigenen Erkenntnis voraus.
Weit.
Also genau hören. Ganz genau. Damit auch ein
Verstehen daraus wird.
Er spricht.
Nicht für die Zuhörer.
Er spricht einfach aus.
Das Ausgesprochenen purzelt in die Runde auf
den Boden und wir schnappen die Sätze wie
hungrige Raubtiere.
Und einen hab ich geschnappt und im Ganzen
hinuntergeschluckt:
NUR KEINE IDEEN.
Lag schwer im Magen der Satz.

Wer Architektur studiert, glaubt, da geht's um
Kreativität, um Einfallsreichtum.
Um Ideen.
Dann der Satz.
NUR KEINE IDEEN.
Ja was denn dann?
Nach Hoke folgten andere und die mochten
Ideen.
Viele mögen Ideen.
In der Kunst und in der Architektur.
Ideen sind praktisch, weil: sobald eingefallen, ist
das Problem gelöst.
Ideen sind schnell.
Billig in der Produktion.
Kein Können notwendig, keine Ausbildung, keine
Zeit.
Ideen kann jeder haben, falls talentiert.
Auch ohne Talent, wenn glücklich.
Ideen werden geliebt und bewundert.
Ideen werden anerkannt und gekauft.
Aber Ideen sind dünn.
Hängen wie am seidenen Faden.
Hat ein anderer dieselbe Idee schon gehabt,
reißt er.
Zweimal dieselbe Idee ist wie zweimal der gleiche
Witz.
Ideen sind dünnhäutig.
Nützen sich mit der Zeit ab, wenn man sich an
sie gewöhnt.
Was also tun, wenn nicht Idee.
Arbeit?
Arbeit ist anstrengend und langsam.
Braucht Zeit.
Braucht Können.
Braucht Wissen.
Braucht Geduld.
Braucht auch Talent.
Braucht Liebe zum Material, mit dem gearbeitet
wird.
Braucht Kenntnis fürs Material.
Braucht Kenntnis fürs Werkzeug.
Braucht wirklich viel, um gut zu werden.
Die Idee braucht nichts, um gut zu werden.
Die Welt ist vollgestopft mit guten Ideen.
Lauter gute Ideen, aus denen Kunst und
Architektur gemacht wird.
Alles intelligente Köpfe.
Alles intelligente Lösungen.
Alles ist durchdacht verknüpft, geprüft,
versachverständigt.
Alles funktioniert und muß verstanden werden.
Aber alles ist häßlich aber brauchbar.
Der Glanz der Idee beginnt zu vergilben, sobald
sie ausgesprochen ist.

Die Idee ist nicht schön.
Muß sie nicht sein.
Muss etwas schön sein?
Ist das Schöne schön, weil irgendwie richtig?
Wie werden Dinge richtig?
Sie werden richtig, wenn sie folgerichtig sind.
Wenn sie einen guten Weg beschreiten.
Einen Weg.
Der fängt irgendwo an, führt über Höhen und
Tiefen.
Hat Erlebnisse, Hürden, Hindernisse, Ausblicke,
Stufen.
Alles muß überwunden werden,
muß erlebt und erlernt werden.
Dann kann sein, dass ein Ding gut wird.
Einfach gut gemacht.
Schön.
Ohne Idee.
Trotzdem.
Oder deshalb.
Lange gut, weil ohne Pointe.
Unabhängig von Mode und Zeit.
Wertvoll.
Aus Liebe zur Arbeit.
So wie hier im Werkhaus.

NIGST IN SPITTAL AN DER DRAU

Roland Winkler zur Arbeit von Peter Nigst an der FH Spittal, 2017

Eremitage

Von Wien weg - Aus der Hauptstadt - Nach Oberkärnten - Spittal an der Drau - Die Drau fließt in die Donau - Wien liegt an der Donau - Den Fluss aufwärts - Zu Ursprüngen? Ein Rückzug? Ein Anliegen.

Wer als Student nach Spittal ging, entschied sich für das Nützliche. Das Naheliegende. Das Vernünftige. Das Bodenständige. Nicht aus der Welt. Hiesig. Verwurzelt. Ziele nicht in Kunst und Kultur sondern in Effizienz und Praxis. Statt Ehrgeiz Bescheidenheit. Deshalb Fach-hoch-Schule.

Dort treffen sie auf Nigst.

Der kam aus anderen Gründen hierher. Trotzdem oder deshalb - wer weiß. Vielleicht, weil hier keine offenen Türen einzurennen sind - zu simpel - zu wenig Ertrag. Hier kann mehr bewirkt werden, auf unverwüstem Boden. Der fehlende Anspruch an Kunst als Voraussetzung für Unbedarftheit, Unverfälschtheit. Gebirgsbachmäßig.

Deshalb den Fluss aufwärts?

„Auf der Ebene der Ideen sind wir alle gleich“ gab Raimund Abraham - aus der großen Welt - seinen Studenten - aus der kleinen - als erstes mit. Motivation für ein ganzes Studium.

Also brachte Peter Nigst die Welt in die Eremitage. Und die Studenten waren plötzlich auf einer Ebene mit der Welt - wo auch immer die ist. Die Studenten, die vernünftig sein wollten, bescheiden, schnell ans Ziel kommend, in den Beruf. Den Fach-Beruf. Jetzt hatten sie es mit der Welt zu tun. Und mit Nigst. Der ist zwar auch vernünftig und bescheiden, aber anders. Oft stellt sich Vernunft jenseits der Nützlichkeit ein, oft Bescheidenheit jenseits von Sparsamkeit. Und meist ist man mit Schnelligkeit zwar gleich an Zielen, aber oft an wertlosen...

So prallt Bodenständigkeit auf Intellektualität in einer Radikalität, die in Wien nicht möglich wäre. Flussaufwärts.

Sämann

Von der Stadt auf das Land. Hier ist viel Boden. Aber der ist verdorrt. Keine Universität für Kunst, Kultur oder Architektur. Der Nachwuchs kommt kaum aus den großen Städten zurück. Warum auch - alles ausgetrocknet. Kein Klima für Entwicklung. Das Land ist schön. Zu Schön.

Man glaubt, es reicht. Man glaubt, es braucht nichts anderes mehr. Man glaubt, man kann sie abernten. Die Schönheit, die man nicht gepflanzt hat. Also erntet man. Mehr als das. Man schlachtet aus.

Tourismus.

Die Technik des Ausschlachtens wird gelehrt und gelernt und praktiziert, aber nicht die Technik des Pflanzens. Des Kultivierens.

Nigsts sät.

Er kultiviert den Boden, der trocken ist, weil die Sonne scheint und Unkraut wachsen läßt. Also gräbt er Furchen, damit das Wasser nicht oberflächlich abrinnt. Furchen graben durch endlose Gespräche, Fragen, Infragestellungen. Furchen ziehen ist anstrengend und langwierig. Braucht Fleiß. Braucht Geduld. Furchen sind schmerzhaft. Wie Schnitte, die Narben hinterlassen. Doch etwas regt sich unter der Oberfläche. Wächst. Der Samen fällt auf guten Boden am oberen Flusslauf. Also geht die Saat auf und die Früchte wirken im Land. In den Institutionen, in den Architekturbüros. In den Wirtshäusern, wo jetzt auch über das Säen gesprochen wird - nicht nur über das Ernten. Ist die Saat verbracht, braucht man wieder Geduld. Aufgeregtheit ist unangebracht. Nigst pflegt das Gut stoisch, unaufgeregt, stetig, unaufhörlich, bedacht. Die Saat braucht das.

Und keimt.

Meistens.

Ernte

Die Ernte folgt lange nach der Saat. Arroganz und Eitelkeit hielten den fehlenden Applaus nicht lange durch. Nigst ist arroganzfrei. Er überbrückt die Zeit des Wartens auf die Ernte mit stetigem Säen.

Leise.

So leise, dass man zuweilen nachfragen muss, wenn er spricht. Das fördert die Aufmerksamkeit des Zuhörers. So leise wie sein Sprechen ist sein Auftreten. Die Kraft liegt im Stetigen. Und so überträgt sie sich auf die Schüler und die Schüler tragen sie weiter. Ziehen neue Spuren.

Eigene.

Geprägt vom Willen nach Qualität. Verantwortung für das, was sie verursachen.

Die Bauwerke.

Wie sie sind und wo wir sie hinstellen.

Wie sie sich verhalten zwischen den anderen.

Was sie bewirken und was sie verhindern.

Wen sie fördern und wen sie blockieren.

Was sie präsentieren und was sie verheimlichen.

Was sie beschützen und was sie ausstrahlen.

Was sie leisten und was sie vergessen lassen.

Was sie zerstören und was sie heilen.

Wie hilfreich sie dienen und wem.

Wie gültig sie sind über die Zeit und was sie alles aushalten.

Wie schön sie letztendlich sind, wenn sie alles bedenken.

Und wie hässlich sie sind, wenn sie falsche Fragen beantworten.

Das Gefühl für die Fragen. Die unendlichen Fragen. Unermüdlich gestellt im Studium. Weitergestellt danach. Das ist die Verantwortung, die weitergegeben werden muss. Dann wird das, was wir verursachen, erträglich.

Manchmal sogar gut.

China

Angeblich kommen Menschen aus China, um zu schauen, wie die anderen Dinge machen, um sie selbst so oder besser zu machen.

Es sei ein Lob für den, der imitiert wird.

Nigst holt die Besten nach Spittal und bringt die Studenten zu den Besten in die Welt. Die nahe Welt. Die Weite ist zu teuer. Jedenfalls wird es Konzept zu schauen, was die Guten tun, bevor man beginnt zu kreieren. Es kann aber zum Fluch werden, wenn man sich nicht selbst vorher besucht hat. Zum süchtigem Absaugen anderer Identitäten, weil die eigene fremd ist. Auch für die Aufgabe ist es wichtig zu wissen, mit wem sie konfrontiert wird.

Also nachsehen!

Wie klug, wie stark, wie fleißig, wie hart, wie einfühlsam, wie geizig, wie großzügig, wie einfallsreich, wie beleidigt, wie rücksichtslos, wie ehrgeizig, wie eitel, wie selbstlos, wie empfindlich, wie mutig.

Denn jeder ist irgendwie.

Und nur so, wie er ist, kann er wirklich gut sein. Es steckt dieser Makel auch im noch so guten Imitieren, dass kein Original daraus wird, nur etwas Zweites, ein Abklatsch, ein Plagiat, ein Kopie, solange wir uns nicht selbst in die Rechnung einbauen. Das Eigene als verändernder, prägender, schaffender Faktor. Ohne diesen Faktor kein originäres Ergebnis. Es ist also ratsam, die Arbeit eines anderen zu beobachten, anstatt nur das Resultat. Das Warum fällt die Entscheidung und prägt das Ergebnis. Ja, eine gute Kopie ist meist besser als ein schlechtes Original. Aber wie kommen wir zu einer Identität, wenn nicht über unser „So Sein“? Wie vermeiden wir den Fehler, das Eigene

überbordend raushängen zu lassen, in der Hoffnung, es würde zum Heldentum, zur Grazer Schule, die kurz aufflammt und bald verglüht?

Wie die Baukünstler Vorarlbergs, die sich selbst immer wieder reproduzieren, stetig das Niveau hebend, alle einbeziehend, alle weiterbildend? Baukultur schaffend.

Aber auch dort gibt es Ermüdungserscheinungen. Auch eine sich selbst dauernd übertreffende Perfektion ist eine Wiederholung, die sich zu entwerten beginnt, je ehrgeiziger sie betrieben wird. Nur die stetige neue Konfrontation einer Persönlichkeit mit einem Umstand erzeugt Vitalität.

Ohne Genius kein Loci.

Wir brauchen also das Wissen über die Welt, das wunderbar ist. Und wir brauchen das Wissen über uns, das anstrengend ist. Dann könnte etwas wirklich Gutes entstehen und Menschen aus China kämen, um zu kopieren...

Es ist die beste Saat seit Langem, die wir aufgehen sehen. Weiß sie über sich Bescheid?

Wir

Wir, die wir alles machen. In den Ämtern, der Politik, den Betrieben, den Schulen, den Architekturbüros. Die Geldgeber. Die Interessenvertreter. Die Lehrenden. Zerquetscht vom Täglichen kratzen wir an der Oberfläche des Eigentlichen. Kurzsichtig eine Entscheidung mit der nächsten lösend. Wie Kettenraucher. Wir lechzen nach der Saat. Nach ihrem frischem Wissen, ihrem unbekümmerten Ansatz. Und wir brauchen ihr „So Sein“, damit wir unseres - das im Dauernden stets verbraucht wird - mit ihrem konfrontieren und aufladen können. Ihr „So Sein“ soll sich mit unseren Orten treffen und sie verändern.

Bis sich die Haltung im Land zu seiner Kultur ändert, braucht es viele solcher Saaten.

Darauf warten wir.

Darauf bauen wir.

Das hat Peter Nigst gesät.

GESEIBERT HOKE - EIN DANK.

Roland Winkler zum Ableben von Giselbert Hoke,
Saager, 2015

Dieser Dank ist der eines Schülers an seinen
Lehrer, stellvertretend für alle, die dieses Privileg
teilen durften.

Was verlieren wir?

Ein Schüler braucht kein Wissen. Er braucht den
Wunsch nach Wissen.

Wenn ein Werkzeug dafür geeignet ist, angehende
Architekten in künstlerischer Gestaltung zu
unterrichten - so ist es kein Lehrbuch. Es ist auch
kein Pinsel.

Das Werkzeug, das Architekten und Maler
verbindet, ist der Maßstab.

Maßstab zu sein!

Maßstab anzulegen - was schmerzt, weil
Wahrheiten offenkundig werden, weil man
gemessen wird; mal kleiner - mal größer.
Ein Werkzeug, das verschwindet, weil es als
Lehrmittel untauglich wird in einer Zeit des
politisch Korrekten: Zu hart, zu ungerecht, zu
persönlich. Ein Werkzeug, das verschwindet,
weil ein Maßstab für andere nur sein kann, wer
sich zu sich selbst bekennt, wer sagt und zeigt,
was er tut, was er kann, was er will und was nicht.
Wer sein innerstes Kämpfen in Form seines
Werkes der Öffentlichkeit zur Kritik offenbart.
Wer authentisch ist - und wer das auch anderen
zumutet: Einer, der den Maßstab anlegt. Weil er
es darf und weil er es kann.

Die Wahrheit ist den Menschen zumutbar, hat
eine andere große Kärntner Persönlichkeit
gesagt. Giselbert Hoke hat sie uns zugemutet.

Wir verlieren einen Menschen, an dem wir uns
messen konnten, weil er Haltung hatte. Ob man
an dieser Haltung zerbricht, oder sich daran
aufrichtet, das bestimmt der eigene Charakter,
die eigene Stärke; und schwächer - will ich
meinen - ist schlussendlich niemand aus dieser
Messung hervorgegangen. Vielmehr gestärkt
durch eine gereinigte Sicht seiner selbst.

Was haben wir bekommen?

Ich erinnere mich: Stift Rhein. Freitag Morgen.
Ein Turm, ein großes Atelier. Eine Schar
unausgeschlafener Studenten. In Ihrer Mitte

der Herr Professor. Auf einer Kiste sitzend,
in sich versunken. Ein leiser Monolog von
symbolträchtiger Gewalt, einfach gesprochen
und doch kaum erfassbar in seiner Bedeutung.
Ein einfacher Auftrag für den Tag: ein Spiegelei
auf einem Tisch so zu malen, dass man es gerne
essen möchte.

Am Ende des Tages hängen die Werke derer im
Turm, die begriffen haben, worum es geht. Die
anderen nicht - Maßstab.

Es ging nicht ums Ei. Es ging um die Farbe, dieses
mit Wasser vermischte Pulver, um das Papier,
das reißt, wenn man übertreibt, um die Hand, die
beides zusammenbringt und ob sie das will - die
Hand, oder nur einen Auftrag befolgt. Es ging
um die Liebe zur Arbeit und die Wertschätzung
der Dinge, mit denen man arbeitet. Wenn das
stimmte, stimmte auch das Bild vom Ei - ganz von
selbst. Und die Arbeit hing im Turm.

Das ist, was wir bekommen haben: Den Begriff
für das Eigentliche, jenseits der Idee, jenseits
des Profits, jenseits des Gefallens und jenseits
der Spekulation. Das, was in jedem von uns
schlummert, begraben unter dem Müll des Sein-
Wollens und Haben-Wollens. Diesen Maßstab hat
uns Giselbert Hoke angelegt:

Wie groß sind wir, wenn wir nur - ich - sind.

Darauf kann ein Schüler aufbauen.

Bevor der Betriebsberater nach einem Jahr Beratung mit seinem neu erstandenen Mercedes aus dem Hof der elterlichen Tischlerei fuhr, stellte er fest, dass der Fehler in der Betriebsleitung lag. Der Kredit wuchs in diesem Jahr exakt um die Summe des Mercedes an. Sonst änderte sich nichts. Die Betriebsleitung blieb dieselbe, weil: ohne sie - keine Firma!

Architekten, Städtebauer und Raumplaner beklagen seit Jahrzehnten die Zersiedelung und glauben genau zu wissen, was zu tun wäre. Aber: der Zersiedler - der will es so. Auch er ist nicht austauschbar.

Lösungsansatz:

Wir finden es gut, so wie es ist und beenden das arrogant - akademische Herumgerörgel!

Nur weil niemand in unseren neuen Zersiedelungen Urlaub machen will, selbst die anderen Zersiedler nicht, sondern in der Toskana, wo es bloß weite Äcker gibt und ab und zu ein malerisches Dörfchen auf einem Hügel: Malerisch. Soweit so gut, aber die Häuser sind ungedämmt und so nah beieinander, dass man vom eigenen ins Nachbarfenster spucken könnte. Kein Platz für Garten, für Gartenzaun aus Maschendraht, für Carport, für Plastikpool! Kein Platz - für nichts, außer für den Weg, der sich weitet und verengt, Plätze bildet und Öffentlichkeit bedeutet, zum Zentrum führt oder hinaus, wo die Bebauung niedriger wird und schließlich am Dorfrand abrupt endet. Wozu das Theater, wenn man nirgends parken kann, höchstens malen.

Nein: darauf können wir verzichten! Wir brauchen auch keinen Dorfrand mehr, wo die Landschaft beginnen kann - ungestört als Flur ohne Flurschaden. Die Stadt kann ruhig ausfließen im Speckgürtel, weil die Entfernung den Schrecken verloren hat. Dazu gibt es schon lange eine Lösung: das System Auto. Oder besser: die Macht über die Geschwindigkeit und somit über die Entfernung. Immer schon hat der Schnellere gewonnen, nicht der Stärkere. Und immer schon scheitert die Wissenschaft an den Grenzen der Zeit, sonst wären wir schon lange unsterblich. Deshalb hat das System Auto seinen unfassbaren Siegeszug angetreten, als Henry Ford es für jeden erschwinglich machte. Seither ist ein jeder Herr über die Entfernung. Und wehe dem, der

diese Errungenschaft in irgendeiner Weise in Frage stellt. Tut auch keiner - erfolgreich.

Also finden wir uns auch damit endlich ab, denn es ist wunderbar, überallhin jederzeit schnell hinzugelangen. Schöner war es nie auf der Welt. Dass das System Auto nicht nur aus Fahrer und seinem Zeug besteht, spielt dabei keine Rolle. Die paar Millionen Kilometer Straße und deren Erhalt finanzieren wir locker mit. Dass 100 Meter Landstrasse in der Herstellung 120.000 Euro kosten und pro Jahr noch einmal 2.500 Euro an Erhaltung, spielt dabei keine Rolle. Obschon wir in dreißig Jahren für dieses Stückchen Asphalt schon ein Häuschen um 200.000 Euro bauen könnten. Kein Problem, die Kosten übernimmt der Steuerzahler, auch wenn dieser in einem billigen Wohnbau in der Stadt wohnt. Aber es ist ihm egal, denn er weiß es nicht.

Sie können ruhig auch den architektonisch wertvollen Speckgürtel der Städte verlassen und direkt ins Grüne siedeln. Dort haben Sie dann absolute Ruhe, solange der Bauer, der Ihnen den Grund im Grünen verkauft hat, nicht den Grund rechts und links und vor und hinter Ihnen auch an landbedürftige Städter verkauft. Macht nichts: alles Gleichgesinnte...

Die Entfernung beträgt nun etwa 15 Kilometer bis zum Arbeitsplatz und zur Schule. Der Fußballplatz für die Kinder ist vielleicht etwas näher und als Flötenlehrerin ist sicher eine der landbedürftigen Nachbarinnen geeignet. Aber jetzt kosten 15 Kilometer Gemeindestrasse 18 Millionen Euro in der Errichtung und 375.000 Euro in der Erhaltung - pro Jahr! Da kann man sich schon über die paar Nachbarn freuen, denn ohne sie würde die Strasse für ein einziges Haus in dreißig Jahren, die man dort wohnt, glatt 30 Millionen Euro kosten. Alles kein Problem, Sie wissen schon - der Steuerzahler - der ist es gewohnt. Sie zahlen nur etwa ein 5 Millionstel davon, weil auch Sie Steuerzahler sind. Immer hin sechs Euro. Da denkt man nicht lange nach. Es sei denn, die anderen fünf Millionen Steuerzahler kämen auf die gleiche Idee...

Was ernsthaft schmerzt, sind die Systemkosten des Fahrzeugs, die man selber zahlt: Benzin, Erhaltung: Wenn Sie 30 Jahre lang hier draußen wohnen und täglich 30 Kilometer mit einem Acht-Liter-Auto pendeln, kommen Sie unter 200.000 Euro nuschwerweg, denn das ist der Durchschnitt - ohne Nachhilfe und Flötenstunde und Einkauf beim nächsten Diskonter gerechnet. Egal - das muss die Freiheit wert sein, alles hat seinen Preis, auch wenn dabei 300 Stunden Fahrzeit im Jahr

anfallen, was einem Teilzeitjob nahe kommt. Die vertankte Summe entspricht auch etwa 420 Kisten Bier im Jahr oder einem dreiwöchigen Urlaub im Fünf-Sterne-Hotel „Legends“ auf Mauritius. Aber wer will schon nach Mauritius, wenn er bei uns im Grünen wohnen kann... Außerdem haben unsere neuen Städte selbst schon Urlaubsflair: Ihr Städtebau hat annähernd die Qualität eines durchschnittlichen Campingplatzes. Nicht, weil wir es nicht besser können, nein, weil es nicht besser geht: Es ist perfekt, weil natürlich. Wir lassen uns gehen und machen das nahe-Liegendste, Bequemste und Billigste. Wie ein Gebirgsbach sich gehen lässt, wenn er den Hang hinab plätschert: Wir sind entzückt - nicht entsetzt, wenn er einem Stein rückgradlos ausweicht, oder sich in einer Mulde faul ausbreitet. Die Zeit des Beklagens ist vorbei. Wir können dem architektonischen Abbild unserer Kultur ruhigen Gewissens ins hässliche Antlitz blicken, dann sehen wir vielleicht, dass es eigentlich schön ist, weil freiwillig. Weil jeder wählen kann, wie er wohnt. Weil jeder wählen kann, welche Fassadenfarbe seine inneren Werte nach außen spiegelt. Dass wir keine Siedlungen mehr bauen, nur noch Anhäufungen, ist die formale Folge geänderter Ansprüche, nicht künstlerische Unfähigkeit. Wir planen und bauen sehr präzise. Der Bürgermeister forciert, was ihn zum nächsten Bürgermeister macht, der Planer plant, wozu er beauftragt wird, sonst wird er nicht mehr beauftragt. Die echten Kosten spielen keine Rolle, weil sie die Allgemeinheit trägt. Der Architekt spielt keine Rolle, weil er gar nicht gefragt wird und wenn, spielt er die Rolle der Prostituierten und ent-wirft einen sexy Baukörper in die scheinbar willige Landschaft.

Das Problem der sterbenden Ortskerne, die hässlich, weil morbid sind, ist vernachlässig- weil lösbar: Eine Umfahrung entzieht sie dem Blick, und verkürzt zudem noch die Fahrzeit.

Und alles, wirklich alles unterwirft sich dankbar dem, was die Landschaft, die einst gigantisch groß und kaum überwindbar war, durch Geschwindigkeit lächerlich klein und unbedeutend gemacht hat: dem System Auto. Daher: Schluss mit den Krokodilstränen, die einer unrühmlichen Vergangenheit nachweinen, wo schöne Orte in schöne Landschaften gebaut wurden, in denen geknechtete Menschen in kalten Mauern in einer Monarchie oder Diktatur oder sonst was hausten. Wir leben in einer Demokratie, jeder ist sein eigener Demokrat

mit seinem selbst gewähltem Auto und seinem selbst gewähltem Gartenzaun, in seinem selbst gekauftem Fertighaus und dem selbst ausgesuchten Vollwärmeschutz - vielleicht in blau?

Alles ist in Wirklichkeit gut und schön, nur wir sehen es noch nicht. Aber in hundert Jahren, wenn sich keiner mehr vom Bildschirm wegbewegen wird, die Häuser deshalb keine Fenster und Türen mehr brauchen und die Autos verschwunden sein werden, da das Internet mächtiger - weil schneller - war und uns draußen Drohnen um die Ohren sausen, werden wir sehnsüchtig durch die einst zersiedelten Landschaften googlen und ein paar malerische Fotos posten, falls dann noch Landschaft übrig ist. Beim momentanen Flächenverbrauch von 20 Fußballfeldern pro Tag allerdings kein Thema, denn bis Österreich komplett zugebaut - also landschaftsfrei ist, dauert es noch ganze 377 Jahre. Nicht gerechnet die Tatsache, dass innerhalb der letzten hundert Jahre ein durchschnittliches Einzersiedlerhaus von beengten hundert auf bequeme dreihundert Quadratmeter angeschwollen ist. Beunruhigenderweise 50 Quadratmeter davon allein in den letzten vier Jahren. Selbst wenn es nur noch 50 Jahre dauern sollte, wird auch das kein Problem sein, denn in Nordnorwegen und der Südwalachei wird es noch lange Landschaften geben ohne viel Haus darin. In Frankreich oder Bayern wahrscheinlich auch noch, denn dort hat man noch immer nicht kapiert, dass, wenn man das Land so lange bebaut, bis es weg ist, man ja Stadt dazu sagen könnte und die Probleme mit zersiedelter Landschaft lösen sich in flachhierarchischer Urbanität auf. Die Begriff Landflucht wird zum toten Wort, oder schlimmer: ändert seine Bedeutung: das Land beginnt zu flüchten.

Warum sollten wir gegen unser Naturell arbeiten? Die Nachtbilder der Satelliten zeigen das Wirken der Menschen als wunderschön kristallin sich in die Dunkelheit fressende, leuchtende Schuppenflechte, einem Bakterienstamm gleich oder sonst einem Gewächs, nur in größerem Maßstab. Wir haben ja auch ein größeres Verständnis für Wachstum und Überleben als ein simpler Bazillus... Aber was ist das bloß für eine lästige, widernatürliche Eigenschaft, die uns diese Entwicklung mies macht und hässlich oder gar falsch erscheinen lässt, obwohl es sich so schön und offensichtlich zu einem Ganzen fügt: Einem ganz und gar befallenen Planeten... Das Gewissen?

SCHATZKAMMER

Roland Winkler zur Eröffnung, Stift Gurk, 2014

ENT-VERANTWORTUNG

Normenschöpfer überfluten uns, schöpferisches Handwerk wird kriminalisiert.

VERTRAUEN

Vertrauen als Leistung: ein Vorschuss, der durch Einsatz belohnt wird. Vertrauen ist gegenseitig: vom Bauherrn zum Architekten zum Handwerker und zurück. Vertrauen geht mit Fehlern um, die am Bau alltäglich sind, weil Bauten Prototypen sind. In einer Smart-Phone-Welt übersehen wir die tausenden entsorgten Prototypen. Gut behandelte Fehler werden sympathisch, verbindlich - Sprossen einer Leiter. Wenn man oben die Aussicht genießt, sind sie vergessen, aber ohne Sprossen – keine Aussicht.

HOLZBODEN

Flöße in Räumen, die in ihrer Schönheit zum ersten Ausstellungsobjekt werden. Die Flöße berühren die Wände nicht. - ehrfürchtig. Auch sonst berührt nichts die Wände, außer die Hände der Restauratoren, welche die Mauern von jahrzehntelangen kosmetischen Irrtümern befreien. Flöße müssen kräftig, massiv, körperhaft sein, um glaubwürdig zu schwimmen. Wir wählten Pfosten: 4 cm stark, 28 cm breit, 320 cm lang. Alles wurde aus diesen Pfosten gebaut. Ausstellungspulte entstanden, indem Bretter aufeinander gestapelt wurden, wie bei den Sägewerken im Tal draußen: Bretterstapel aus Lärchenholz.

FEHLER

Ein Brett in dieser Dimension ist nicht beherrschbar, nicht nach Norm, die keine Fehler duldet. Und Holz, ein lebendiges Material, bewegt sich. Die Norm will es zermahlen, mit Leim vermengen, in Platten verpressen. Dann bewegt sich nichts mehr, ist tot. Leben lassen – der Fehler wird zur Eigenschaft. Die heimische Lärche wächst krummer als die sibirische, weil am Berg und nicht in der Tundra. Der Ort prägt den Baum, wie den Menschen. Warum soll der Mensch mit dem Baum nicht zurechtkommen – haben doch beide das gleiche Zuhause?

Jedes Brett wurde einzeln gebettet, an den Rändern festgeklemmt - Quellen und Schwinden ist erlaubt. Gratleisten und Zinken fügen Bretter

zu Pulten, Tischen und Bänken.

KEIN LACK

Wer dreckige Schuhe hat, Rotwein verschüttet, verursacht Spuren - verewigt sich, spürt Verantwortung, weil etwas Wertvolles verletzlich ist. Darum kümmert sich hier nicht die Norm.